

SOLVEIG-MARIE KASTNER

**Summer Heat**



SOLVEIG-MARIE  
KASTNER

# SUMMER HEAT

NICHT ALLE KÖNNEN  
ÜBERLEBEN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage Mai 2026

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2026

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
[produktsicherheit@ullstein.de](mailto:produktsicherheit@ullstein.de)

Umschlaggestaltung: ZERO MEDIA GmbH, München

Titelabbildung: © FinePic®, München

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-373-8

*Ich hatte nicht die geringste Ahnung.*

*Ich wusste nicht, mit welcher Gewalt du mich zerbrechen würdest.*



*Mit einer Hand berühre ich meine Wange und spüre warme, klebrige Nässe. Ich weiß augenblicklich, dass irgendetwas nicht stimmt. Das Wärme in meinem Gesicht ist nicht vertraut, die Kälte meiner eigenen Finger bedrohlich. Mühsam hebe ich die Hand von meiner Wange und halte sie mir vor die Augen. An meinen Fingern kleben blutige Sandkörner, und ich gerate in Panik, will den Blick von meiner Hand abwenden und ihn stattdessen zum Himmel richten, vielleicht ist hier irgendwo jemand, irgendwer, der helfen kann, und tatsächlich, da ist wer, ich höre Schritte. Ich warte. Ein Gesicht schiebt sich zwischen mich und den blauen Himmel. Erleichterung. Doch dann erkenne ich dich, und alles in mir verkrampft sich. Abscheu und Zorn verzerren deine Züge, verwandeln dein Gesicht in eine hässliche Fratze, die mich vom Himmel trennt. Mit letzter Kraft schaue ich dich an, schaue in deine leeren Augen, die mir beim Sterben zusehen. Fratze und Himmel verschwimmen, fließen ineinander wie Wasserfarben. Nur mit größter Anstrengung schaffe ich es, bei Bewusstsein zu bleiben. Ich gebe nicht auf, ich lasse nicht zu, dass mein Blick wegkippt, lasse nicht zu, dass du erlöst wirst, und hefte meinen Blick an deinen. Du sollst sehen, wie meine Pupillen trüb und stumpf werden, wie das Leben in mir erlischt.*



TEIL I





## MIA

Es riecht nach Desinfektionsmittel. Das ist das Erste, was ich wahrnehme, als ich den gefliesten Raum betrete. Dazwischen hängt etwas Scharfes in der Luft. Künstliche Zitrone. Vermutlich ein billiger WC-Reiniger. Die Gerüche steigen mir unangenehm in die Nase. Schwer atmend wuchte ich mein Gepäck durch das Zimmer, das wie ein schmaler Schlauch geschnitten ist und zu beiden Seiten mit ein paar offensichtlich billigen Möbeln zugestellt wurde. Die Räder meines Koffers schleifen über die Fliesen und verursachen ein schabendes Geräusch.

Da wird sich was vom Kiesweg verfangen haben, denke ich, und lege meine Handtasche, das Smartphone und die Sonnenbrille auf die Kommode. Meine Hand zuckt zurück. Die Oberfläche fühlt sich klebrig an. Mit spitzen Fingern prüfe ich verschiedene Stellen. Alles klebt. Augenblicklich schiebt sich Ekel durch meinen Körper. Er tastet sich kribbelnd durch meine Finger, die Arme hinauf, zieht sich unangenehm durch den Hals und findet schließlich als pelzige Schicht auf meiner Zunge sein Ziel. Ich verziehe das Gesicht und reibe mit der Zunge ein paarmal über meinen Gaumen, schlucke, doch so ganz will das Gefühl nicht verschwinden.

Keine Ahnung, was ich erwartet habe. Oder doch. Auf der Website habe ich Fotos des Resorts gesehen. Breite, gepolsterte Liegen, blau

glitzernde Poollandschaften, stilvoll möblierte Terrassen, Schlafzimmer, in denen prächtige Himmelbetten standen, und Bäder mit wunderschönen Marmorarmaturen und Regenduschen, die am Ende des Tages das Salz des Meeres von den gebräunten Körpern der Urlaubsgäste waschen sollen. Aber ich bin kein Gast. Ich bin meilenweit davon entfernt, Gast in diesem luxuriösen Resort zu sein. Und ich habe doch nicht wirklich erwartet, dass die Zimmer der Mitarbeitenden so aussehen wie die der zahlenden Gäste? Nein, so naiv bin ich nicht.

Und doch beunruhigt mich etwas. Ich versuche, das Gefühl zu lokalisieren, den Ursprung herauszufinden. Schon die Anreise ist holprig gewesen. Mehr als das. Anders als angekündigt, erwartete mich am Flughafen in Faro kein Hotelmitarbeiter. Da war kein in die Höhe gerecktes Pappschild, auf dem in großen Lettern »MIA HOFFMANN« stand, kein gegenseitiges Erkennen, kein Winken, nichts. Weit und breit konnte ich niemanden entdecken, der gekommen war, um mich abzuholen. Stattdessen prallte die Sonne unerbittlich auf mich herab, als ich mit klopfendem Herzen vor der Abflughalle auf und ab lief und überlegte, was nun zu tun war.

Mir wurde schwummrig zwischen den vielen Menschen, die aus dem Flughafengebäude strömten, den Bussen, die hielten und abfuhren, und den Taxis, die sich hupend ihre Wege zwischen anderen Autos hindurchbahnten. Mehrmals rief ich erfolglos im Hotel an, bis mir endlich eine recht unfreundliche Frau auf Englisch verkündete, dass man mich bedauerlicherweise vergessen hatte. Die meisten neuen Angestellten seien schon gestern angekommen, einige bereits vor Wochen, sagte sie, und dass heute noch wer komme, sei wohl übersehen worden. Als ich schwieg und darauf wartete, dass sie einen Lösungsvorschlag anbieten würde, fügte sie nur ein knappes »Desculpe« an, was allerdings nicht wirklich entschuldigend oder mitfühlend klang. Sie müsse jetzt wieder an die Arbeit, sagte sie, und im Hintergrund rief jemand nach ihr, ich solle einen der Touristenbusse nehmen. Sie nannte mir eine Busnummer und legte auf.

Die Träger meines Rucksacks schnitten mir tief in die Schultern und schweißnasse Haarsträhnen klebten platt an den Seiten meines Kopfes, als ich mich an den vielen Bussen vorbeischoß. Es war unerträglich heiß. Über mir rekelte sich die Sonne, unter mir dampfte der Asphalt, und von beiden Seiten drückte aus den Auspuffen der Busse warme, stinkende Luft gegen mich. Schließlich fand ich den richtigen Bus. Doch der Fahrer weigerte sich, mich mitzunehmen. Ich stünde nun mal nicht auf der Passagierliste, und er hätte seine Anweisungen.

Für einen Augenblick geriet ich in Panik. Ich musste in dieses Resort. Unbedingt. Mein Körper begann unnötig viel Adrenalin auszuschütten. Das tat er oft. Dieser verdammte Körper. Mir wurde heiß. So heiß. Das T-Shirt klebte mir klamm am Rücken. Mein Herz wummerte. Am liebsten hätte ich ihn an der Gurgel gepackt und gezwungen, mich einsteigen zu lassen. Stattdessen diskutierte ich minutenlang, und erst als ich die Hände vors Gesicht schlug und herzerreißend schluchzte, erbarmte er sich und wuchtete mit genervter Miene meinen Koffer in den Bus.

Als ich in das klimatisierte Fahrzeug stieg und mir mit dem Handrücken eine einzelne Träne von der Wange wischte, dachte ich, dass es sehr selten von Vorteil war, eine junge Frau mit dem Gesicht einer Porzellanpuppe zu sein. In der Regel führte das in Kontakt mit Männern dazu, dass man mich nicht ernst nahm, mich verniedlichte, auf eine seltsame Art sexualisierte, aber von Zeit zu Zeit waren die kindlichen Züge, die hellen Augen und rosigen Wangen eben doch zu was nütze. Und wenn man es dann noch schaffte, im richtigen Moment die Tränendrüsen zu aktivieren, konnte sich das Blatt schnell wenden und man selbst die Kontrolle über eine Situation zurückgewinnen, die kurz zuvor noch aussichtslos erschienen war ... Wenn ich ehrlich mit mir war, genoss ich es manchmal, meine körperlichen Reize so einzusetzen, dass die Männer wie Figuren der Augsburger Puppenkiste an meinen Fäden hingen, meinen Wünschen folgten und nach Belieben für mich tanzten, dann wieder machte es mich schier krank,

und ich sah mir selbst voller Ekel dabei zu, wie ich dieses bescheuerte Spiel mitspielte.

Beinahe drei Stunden gurkte ich nach meinem Tränenausbruch zusammen mit der fahrenden Marionette – der Busfahrer erinnerte mich bei näherem Hinsehen tatsächlich an Lukas, den Lokomotivführer – und anderen Touristen die portugiesische Küste entlang. Das Meer bekamen wir allerdings nicht zu Gesicht.

Nach ein paar rasanten Abbiegemanövern fuhren wir auf eine Art Autobahn. Ich las N125 auf einem Schild, und durchs Fenster sah ich nur noch Asphalt, Palmen, Tankstellen, vertrocknete Felder und struppige Büsche, in denen Plastikmüll festhing. Mehrmals stieg der Fahrer voll in die Eisen, sodass die Passagiere ordentlich durchgeschüttelt wurden. Mal schob sich ein Motorradfahrer vor uns, dann wieder wechselte ein Auto plötzlich die Spur und scherte dicht vor uns ein, und der Fahrer brüllte zornig: »Maldita Rua da Morte!«

Ich wusste nicht, was das bedeutete, beschloss aber nach der dritten Vollbremsung, dass es vermutlich sicherer war, sich anzuschallen. Doch der Stecker des Sicherheitsgurtes war verbogen und ließ sich nicht in das Gurtschloss schieben. Mit einem Seufzer ließ ich den Gurt wieder los und ergab mich in mein Schicksal.

Der Bus hielt in jedem Ort, jeweils an mehreren Hotels, Menschen stiegen aus, bis ich schließlich fast allein in der mittlerweile ziemlich runtergekühlten Metallbox saß. Bald ging mir auf, dass die Menschen, die das Platô Beach Resort besuchten, nicht mit den Touristenbussen fuhren. Das junge Paar, das einige Reihen vor mir saß, hatte vielleicht bei einem Gewinnspiel mitgemacht, oder sie waren Sparfüchse. Von den Reichen lernste das Sparen, hatte mein Vater immer gesagt.

Die beiden mussten Deutsche sein. Irgendwie sah ich das, die Shorts, die Sonnenhüte, die Umhängetaschen und gemusterten Hemden, das war alles vertraut und gesehen, und als sie schließlich gemeinsam mit mir ausstiegen, rief der eine dem anderen auf Deutsch zu: »Olli, vergiss deine Kameratasche nicht, immer vergisst du alles.«

Da hatte ich meine Antwort.

Wie auch immer. Die Anreise ist nicht wie geplant gelaufen, nein, aber ich habe es ja ins Resort geschafft, und am Empfang sind sie sogar ziemlich freundlich gewesen. Ich bekam ein Informationsblatt und eine Flasche Wasser, wirklich nett. Staunend habe ich mich in der prunkvollen Eingangshalle umgesehen. Glänzende Böden, funkelnde Designerlampen und Sessel, in die ich am liebsten hineingesunken wäre. Aber jemand lotste mich in ein kleines Büro und gleich danach in den abgetrennten Mitarbeiterbereich.

Und nun bin ich hier. In Portugal. Ich bin im Resort, in meinem Zimmer, ich habe es geschafft. Mir und meinem Plan steht nichts mehr im Wege. Nur werde ich dieses Gefühl nicht los, dass etwas schief ist. Eine dunkle Vorahnung liegt auf mir wie der Schatten eines großen Baumes.

Langsam setze ich mich auf die Bettkante, den Rücken gerade, die Schultern nach unten, und mache die Atemübungen, die ich im Yogakurs gelernt habe, konzentriere mich dabei auf einen Punkt in der Mitte meines Bauches, schicke den Sauerstoff direkt dorthin, mehrmals. So werde ich es wohl in der nächsten Zeit auch meinen Kursteilnehmerinnen erklären.

»Concentrate on a point in the center of your body, inhale, yeah, great, and then send the air to this exact point. Very good, exhale slowly, and again ...« So werde ich es sagen, so habe ich es unzählige Male zu Hause vor dem Spiegel geübt, meine Stimme dabei mit jedem Versuch fester und lauter werden lassen, und schließlich einen leichten US-amerikanischen Akzent darübergerlegt. Ich will so klingen wie die Figuren in meinen Lieblingsserien – wie Haley aus *Modern Family* oder noch besser wie Serena aus *Gossip Girl*.

Meine Yoga-Kenntnisse waren wohl ausschlaggebend dafür, dass ich den Job ergattert habe. Bis zum Ende der Saison, also ganze drei Monate, werde ich hier im Resort arbeiten. Das sollte genug Zeit sein, um meinen Plan in die Tat umzusetzen. Zeit genug, um hier jeden Stein umzudrehen.

Ich habe mich auf eine Stelle als Animateurin beworben, da dafür die wenigsten Vorkenntnisse nötig waren. Allerdings soll ich nicht mit Headset und Poolnudel um die Schwimmbecken herumtanzen, sondern tagsüber Yogakurse anbieten und abends Teil der Shows sein, die laut der Hotelmanagerin, meiner künftigen Chefin, phänomenal und um Längen besser seien als in anderen Hotels. Das Resort habe bereits zahlreiche Preise für seine Abendunterhaltung gewonnen, erzählte sie mir während des Bewerbungsgesprächs, das per Video-App stattfand. Und so lautet meine offizielle Berufsbezeichnung auch nicht Animateurin, sondern Guest Entertainment Manager. Na meinetwegen.

Ich muss zugeben, bei meinen Yoga-Kenntnissen habe ich – ich will nicht sagen: *gelogen* – eher etwas dicker aufgetragen, es könnte in meiner Bewerbung vielleicht so geklungen haben, als wären die Kurse, die ich besucht habe, nicht bloß ganz normale Volkshochschulkurse gewesen, sondern eine professionelle Ausbildung an einem renommierten Institut. Das habe ich nicht explizit geschrieben, natürlich nicht, das wäre ja Betrug – oder? Ich bin einfach absichtlich etwas vage geblieben. Aber das machen doch alle so.

Mit einem Blick aufs Handy stelle ich fest, dass ich bereits seit zehn Minuten auf der Bettkante sitze, in die Tiefen meines Bauches atme und durch meine Gedanken streife. Wird Zeit, dass ich die Klebrigkeit von mir wasche und mich ein bisschen frisch mache. Am frühen Abend steht noch ein persönliches Gespräch mit der Hotelmanagerin an. Der Termin ist um sechs Uhr. Bis dahin ist es nur noch eine knappe Stunde. Ich kann allerdings nicht einschätzen, wie lange ich bis zu ihrem Büro brauche.

Die Mitarbeiterzimmer befinden sich in zweckmäßigen Bungalows in einem für die Gäste nicht zugänglichen Areal. Nicht, dass sie hier etwas verpassen würden, im Gegenteil. Die schönen Bereiche des Resorts liegen außerhalb des Mitarbeiterareals. Mein Zimmer ist so aufgeteilt, dass sich gleich hinter der Eingangstür rechts die Tür zum Bad befindet, danach folgt ein langer, gekachelter Schlauch, an dessen

Wände ein schmales Bett, ein spindähnlicher Schrank und eine Kommode geschoben wurden. Durch eine Terrassentür am Ende des Schlauches dringt ein wenig Tageslicht ins Zimmer. Die Tür führt zu einem kleinen Quadrat, das mit Steinplatten ausgelegt ist: meine Terrasse. Sie reiht sich an weitere quadratische Terrassen, die durch Bambussichtschutze voneinander getrennt sind. Die Quadrate laden nicht zum Verweilen ein. Hier sollen bloß nasse Handtücher und frisch gewaschene Arbeitskleidung auf alte, klapprige Wäscheständer gehängt werden. Meiner sieht ziemlich verrostet aus. Neben dem Wäscheständer steht ein einzelner weißer Plastikstuhl.

Ganz sicher sind die Terrassen absichtlich karg und trist gestaltet. Nicht, dass die Hotelangestellten auf die Idee kommen, nach ihren Schichten gemütlich zusammensitzen und Lärm zu verursachen!

Auf dem Weg ins Badezimmer bleibe ich abrupt stehen. Ich stutze. Meine Augen heften sich an etwas Großes, Dunkles, das an der Wand hängt. Was ist das? Vorsichtig nähere ich mich der Stelle. Nicht das auch noch, denke ich und verziehe das Gesicht. Ich halte einen Sicherheitsabstand zur Wand ein, während ich meinen rechten Schuh ausziehe. Beim Gedanken daran, dass ich diese Stelle vorhin mit meinem Koffer passiert habe, wird mir übel.

Mit einem lauten Klatschen schleudert mein Schuh gegen die Wand. Das dunkle Etwas bewegt sich blitzartig. Zahlreiche dünne Beinchen bewegen sich über Wand und Boden. Zwei lange Fühler ertasten zuckend einen Fluchtweg. Mein Schrei gellt schrill durchs Zimmer, während das Insekt über die Fliesen an mir vorbeihuscht und unter der Kommode verschwindet.

Nein, nein, nein! Das darf nicht wahr sein. Wie soll ich hier schlafen? Mit diesem Monster im Zimmer. Unwillkürlich muss ich mir vorstellen, wie das Insekt in der Nacht über mein Gesicht krabbelt. Die Härchen auf meinen Armen stellen sich auf, beinahe stülpt sich mein Magen um, und hastig streiche ich mit der Hand über mein Gesicht, auch wenn ich weiß, dass dort nichts ist.

Ich muss etwas unternehmen. Vielleicht gibt es hier irgendwo

einen Staubsauger oder Insektenspray. Im klapprigen, schmalen Schrank finde ich nichts, unter dem Bett ist ebenfalls nichts. Auch auf der winzigen Terrasse steht kein Eimer mit Putzzeug, kein Wischmop, kein Besen, kein gar nichts. Ich schaue sogar hinter dem Vorhang nach, vergeblich.

Vorsichtig gehe ich vor der Kommode auf die Knie und leuchte mit der Handytaschenlampe in den Spalt zwischen Holz und Fliesenboden. Entdecken kann ich nichts. Vielleicht ist das Ungetüm durch einen Schlitz in die Kommode gekrabbelt?

Mir fällt das Badezimmer ein. Warum habe ich nicht gleich daran gedacht? Wenn irgendwo Putzmaterialien sind, dann wohl dort. Doch auch im winzigen Bad findet sich nichts, das mir weiterhilft. Es gibt nicht einmal Seife. Bloß eine Klobürste, die aussieht, als wäre sie bereits seit Jahren im Einsatz.

Entmutigt stütze ich mich auf den Waschbeckenrand und schließe die Augen. Um mich zu beruhigen, versuche ich mich wieder an meinen Atemtechniken, doch dieses Mal gelingt es mir nicht. Stattdessen schnappe ich nach Luft wie ein Fisch, der sich selbst aus dem Meer katapultiert hat und nun zuckend am Strand liegt. Auf einmal höre ich *seine* Stimme. O nein. Laut und höhnisch hallt sie durch meinen Kopf.

*Was für eine Schwachsinnsidee. Auf so was kannst auch nur du kommen.*

Das kann ich jetzt wirklich nicht gebrauchen. Aber mein Geist versucht, mich zu quälen. Beschwört Worte und Bilder aus meiner Vergangenheit herauf.

Eine Gestalt baut sich vor mir auf. Bedrohlich. Stahlblaue Augen. Sie blitzen wie mörderische Klängen im Licht.

*Wie kann man nur so dumm sein?*

Eine Erinnerung legt sich kalt und schwer auf mich. Ein Raum und diese unerbittlichen Augen. Er hat sich vor mir aufgebaut, und ich weiß, es gibt kein Entkommen, keinen Fluchtweg. Grauenenerregende Furcht packt mich. Ich weiß, was passieren wird. Ich weiß es –

Scharfer Geruch fährt mir in die Nase und zwischen meine Erinnerungen. Zitrone. So mühelos, wie ein gut geschliffenes Messer rohes Fleisch zerteilt, so zwängt sich der Geruch zwischen die Bilder in meinem Kopf. Der Raum, die blauen Augen, das Gefühl der Ohnmacht, die Angst, all das drängt aus meinem Bewusstsein. Erleichtert atme ich auf. Doch ich weiß, die Erinnerungen lauern irgendwo in einer Ecke meines Hinterkopfs und warten dort auf die nächste Gelegenheit.

Als ich aufschau, sehe ich mich selbst im Spiegel des Badezimmers, die Arme über dem Kopf erhoben, wie einen Schutzschild. Für einen Augenblick bleibe ich so stehen. Mein Spiegelbild und ich starren einander an. Ich bemerke, dass meine Haut nach der langen Reise fahl aussieht, der Mascara ist verschmiert und sammelt sich als schwarzer Schatten unter dem Wimpernkranz. Darüber meine schilfgrünen Augen, auf denen etwas wie ein Schleier liegt. Ist es Müdigkeit oder eine tiefer gehende Sorge, die sich dort abbildet? Meine honigblonden Ponysträhnen kleben seitlich an der Stirn. Es kommt mir vor, als hätten sich meine Sommersprossen, die sonst nur vereinzelt auf Nase und Wange zu finden sind, nach der kurzen Zeit unter der portugiesischen Sonne bereits auffällig vermehrt. Schließlich schütteln mein Spiegelbild und ich kaum merklich den Kopf, so als könnten wir uns selbst nicht fassen.

Beschämt lasse ich die Arme sinken.

Wieso müssen diese Erinnerungen ausgerechnet jetzt hervorkommen und mich quälen?

Es reicht. Ich lasse mich nicht mehr von etwas so Unwesentlichem wie einem Insekt oder einer verpatzten Anreise aus dem Konzept bringen. Ich muss aufhören, mich wie ein schwaches, hilfloses Kleinkind zu benehmen. Sonst kann ich meinen Plan gleich vergessen. Dann wird mich die Sache weiter verfolgen. Bis ans Ende meines Lebens. Nein. So kann ich nicht weitermachen. So werde ich nicht weitermachen.

Ich werde nach einem Staubsauger fragen. Vielleicht gibt es sogar

Insektenspray. Einfach den Mund aufmachen und die Dinge regeln.  
Es ist alles in Ordnung. Es ist alles in Ordnung.

Alles ist in Ordnung.

## **Sie möchten durchatmen? Den Stress des Alltags hinter sich lassen?**

Das luxuriöse Platô Beach Resort ist Ihr Ort der Stille. Das sechs Hektar große Resort liegt auf einem Plateau direkt am Meer. Ein Paradies in ruhiger Alleinlage. Über einen privaten Zugang gelangen Sie zur hoteleigenen Bucht, in der Sie den Wellen zuhören und eine Verbindung zur Natur schaffen können.

Wenn Sie durch unser Eingangstor fahren, eröffnet sich Ihnen eine neue Welt. Lassen Sie alles hinter sich. Atmen Sie ein.

Schlendern Sie durch die traumhafte Gartenanlage, entspannen Sie an einem von fünf Swimmingpools, oder wählen Sie aus zahlreichen Wellness-, Spa- und Fitnessangeboten aus. Staunen Sie am Abend im prächtigen Ambiente unseres Salons über ein Showprogramm, das seinesgleichen sucht, und lassen Sie sich anschließend von uns in die Nacht entführen. Auch nach Sonnenuntergang erleben Sie in unserem Resort unvergessliche Augenblicke – entspannt an der Pianobar, ausgelassen auf unseren Champagnerpartys oder feudal in exklusiver Runde, hier kommen alle auf ihre Kosten.

Das Platô Beach Resort ist ein Ort, den Sie nicht mehr verlassen möchten.

## 2

Wassertropfen fallen aus meinen Haaren in den aufgeklappten Koffer, den ich nach Kleidung durchsuche. Die vertrauten Gerüche von Duschgel, Shampoo und Bodylotion, die ich aus Deutschland mitgebracht habe, und das Gefühl von Sauberkeit beruhigen mich. Eine Playlist namens »Whatever« läuft. Ich höre sie immer in Momenten, in denen ich Aufmunterung nötig habe. Meistens hilft sie. Jetzt singe ich laut einen Song von Sabrina Carpenter mit und bewege mich wippend durch den Raum, ein Handtuch um den Körper geschlungen, Badelatschen an den Füßen, um nicht aus Versehen mit nackten Sohlen auf ein Insekt zu treten.

Ich werfe das Handtuch über den Bettpfosten und schlüpfe in Slip und Shorts. Auf einen BH kann ich bei der Hitze gut verzichten und ziehe lediglich ein leichtes Top mit Spaghettiträgern an.

Ganz plötzlich, wie ein Blitzschlag, unvermittelt und heftig, habe ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich wirbele herum. Die Terrassentür ist geschlossen, der Vorhang allerdings nicht zugezogen. Das habe ich nicht für nötig gehalten. Schließlich verläuft parallel zu meiner Terrasse eine hohe Betonmauer.

Mit großen Schritten haste ich zur Terrassentür, drücke den Kopf dagegen und schaue nach draußen. Niemand zu sehen. Mein Herz rast.

Zwischen den Steinplatten und der Mauer entdecke ich einen schmalen Grünstreifen. Man könnte ihn betreten und so den Sichtschutz umgehen, um auf die anderen Terrassen zu gelangen. Mein Zimmer ist direkt das zweite in der Reihe, und dennoch hätte ein Unbekannter ganz gezielt den Weg verlassen und über den Grünstreifen laufen müssen, um durch die Scheibe zu spähen. Warum sollte jemand das tun? Und noch wichtiger: *Wer* sollte so etwas tun? Schließlich bin ich gerade erst angekommen. Niemand hier weiß etwas über mich oder könnte ein Interesse daran haben, mich zu beobachten.

Ich schaue nach unten auf meine Hand, die den Griff der Terrassentür umklammert. Die Fingerknöchel treten weiß hervor. Obwohl ich mir selbst gut zurede, werde ich die Angst nicht los. Behausungen, die im Erdgeschoss liegen, waren mir noch nie geheuer.

Plötzlich klopft es vorne an der Tür. Ich erschrecke mich so sehr, dass ich mir den Kopf am Fensterglas anschlage.

Bum, bum, bum. Dreimal, sehr schnell hintereinander, krachen Knöchel gegen meine Zimmertür. Langsam drehe ich mich um und blicke durch den schlauchigen Raum auf die Eingangstür, die weiß gestrichen ist und nicht besonders stabil wirkt.

Nach einer kurzen Unterbrechung geht das Klopfen weiter.

Bum, bum, bum.

Ich durchquere mit schnellen Schritten das Zimmer und reiße die Tür auf.

Vor mir steht ein Typ.

Er grinst.

Seine Haare sind rasperkurz und blond. Er trägt ein Muskelshirt. Mit dem linken Arm lehnt er sich in den Türrahmen und präsentiert mir ziemlich offensiv seine dicht behaarte Achsel. Igitt. Mein Blick fällt auf seinen Knöchel, an dem ein Fußkettchen aus Holzperlen und Muscheln hängt. Peinlich.

»Hi«, sagt er und streckt mir die Hand entgegen. »Ich bin Tillmann.«

»Oh, hi«, sage ich.

»Bin auch aus Deutschland!«

Ich bringe ein gequältes Lächeln zustande.

»Toll.« Toll?

»Oder?«, sagt er. »Ist doch immer nice, wenn man ganz unerwartet am Ende der Welt auf andere Deutsche trifft.«

»Ja«, höre ich meine heisere Stimme sagen, obwohl ich anderer Meinung bin. Ich treffe sogar ziemlich ungerne andere Deutsche im Ausland. Nicht, dass ich in meinem Leben besonders häufig verreist wäre, aber bei den wenigen Malen traf ich immer auf Deutsche, die versuchten, meine Mitreisenden oder mich in eine seltsame Komplizenschaft hineinzuziehen. Ständig wollten sie sich gemeinschaftlich über etwas vermeintlich Landestypisches erzürnen, meist über das dürftige Frühstücksbuffet oder die zu weichen Matratzen.

Ich erinnere mich an einen Kreta-Urlaub mit meinen Eltern. Es war unsere einzige Auslandsreise als Familie. Ich muss elf oder zwölf gewesen sein. Beim Frühstück kamen meine Eltern mit dem deutschen Paar am Nebentisch ins Gespräch. Mein Vater hatte in ein Stück Baguette gebissen, das er zuvor getoastet hatte und das sich erwartbar geräuschvoll über den Tisch krümelte. Die Frau am Nebentisch lehnte sich zu uns herüber und sagte: »Das ist hier was mit dem Brot, oder?«

Und meine Eltern stürzten sich in dieses Gespräch, wie ich sie selten erlebt hatte: leidenschaftlich und glücklich. Besonders meinen Vater erkannte ich in diesem Augenblick kaum wieder. Es schien, als wäre er unendlich froh, nach vier Urlaubstagen mal nicht mit seiner Frau und, noch wichtiger, nicht mit mir reden zu müssen. Das Thema Brot wurde während des gesamten Aufenthalts zwischen meinen Eltern und dem anderen Paar zum Dauergag. Egal wo in der Ferienanlage man aufeinandertraf, immer hatte jemand noch einen Witz parat. Manchmal wurde sich im Speisesaal über mehrere Tische lachend etwas zugerufen und mit Baguetttestücken gewedelt. Dass die Hotelangestellten, die teilweise Deutsch sprachen, alles mitbekamen, störte

weder meine Eltern noch das andere Paar. Ich, Teenagerin, stand daneben und schämte mich in Grund und Boden.

Noch unangenehmer ist nur, im Ausland auf andere Deutsche zu treffen, die Tillmann heißen und deren Blicke auf meinen Brüsten festkleben, während sie mit mir sprechen. Wehmütig denke ich an den BH, der in meinem Koffer liegt. Tillmann grinst noch immer, und ich sehe eine Menge kleiner Zähne. Es scheinen zu viele für einen einzelnen Mund zu sein. Unwillkürlich muss ich an den Hai aus *Findet Nemo* denken.

»Und wie heißt du?«

»Mia.«

»Ich hab vorhin gesehen, wie du angekommen bist«, sagt er und grinst weiter. Ich will, dass er damit aufhört. Die Haifiszähne machen mich nervös, fast aggressiv, und ich denke darüber nach, wie ein einzelner von ihnen an einer Kette an meinem Hals aussehen würde. Aber statt Tillmann abzumoderieren, schweige ich, kaue nervös auf meiner Lippe und warte stumm darauf, dass er endlich zum Punkt kommt.

»Hab mir gleich gedacht, dass du aus Deutschland bist, wegen dem Koffer, ist 'ne deutsche Marke.«

Wie bitte? Trotz der Hitze fröstele ich plötzlich. Der Typ scheint mich ja ziemlich genau beobachtet zu haben. Aber wann? Ich stand doch nur für wenige Sekunden an der Rezeption, dann hat man mich sofort von den ankommenden Gästen und dem wunderschönen Marmorboden weggeführt. Ist er mir etwa von der Hotelhalle bis hierher gefolgt? Und was hat er in der Zwischenzeit gemacht? Ich bin schon seit einer guten Stunde im Zimmer.

Aber ich stelle ihm keine dieser Fragen. Stattdessen ermahne ich mich selbst. Ständig dieses Gegrübel und die Panikmache. Das ist doch bescheuert. Ich gehe mir damit schon selbst auf die Nerven. Wahrscheinlich läuft das hier einfach so. Man stellt sich den Neuankömmlingen vor. Ist doch nett. Mia, beruhig dich, sage ich mir in Gedanken. Anstatt ihm also mit Misstrauen zu begegnen, frage

ich: »Sag mal, weißt du, was das für riesige Insekten sind, die hier leben?«

Wenn er schon vor meiner Tür rumlungert und einen auf Vertrauensschüler macht, dann kann er mir vielleicht auch mit meinem Problem weiterhelfen.

»Ziemlich groß, mit vielen Beinen.«

»Ah, das sind Spinnenläufer. Die sind hier überall, kommen eigentlich eher abends raus. Tun aber nichts, außer übel auszusehen. Hast du etwa einen Mitbewohner?«

»Äh ja, ich wollte ihn erschlagen, aber er ist unter die Kommode geflüchtet.«

»Kann dir helfen«, sagt er und macht einen Schritt über die Schwelle.

»Nein!«, sage ich eine Spur zu heftig. Ich weiche nicht zurück, sodass er beinahe mit mir zusammenstößt. Das geht nun doch zu weit. Ganz sicher ist es ungefährlicher, einen Spinnenläufer im Zimmer zu haben als einen unbekanntem Mann.

»Also, weil ... ich muss jetzt mal auspacken«, sage ich in der Hoffnung, dass er sich verzieht. Aber er macht keine Anstalten, zurückzuweichen. Er ist mir jetzt ganz nah. Ich rieche eine Mischung aus herbem Deo, Sonnencreme und Schweiß. Beinahe stülpt sich mein Magen um. Ich will das nicht riechen können. Aber ich will ihm auch keine Möglichkeit geben, noch weiter in mein Zimmer einzudringen, deswegen rühre ich mich nicht von der Stelle. Bitte, bitte, mach, dass er geht, flehe ich stumm irgendeine unsichtbare Macht an.

»Ach so, klar, mach's dir mal gemütlich«, sagt er. »Sehen uns ja später beim Abendessen in der Mitarbeiterküche. Dann können wir uns *richtig* unterhalten. Und falls der Mitbewohner nicht ausziehen will, komme ich wieder ...«

Bei seinem letzten Satz verkrampft sich etwas unter meinen Rippen schmerzhaft.

»Bis später!«

Ich schiebe ihm die Tür vor der Nase zu und lehne mich von innen

gegen das dünne Holz. Mit angehaltenem Atem lausche ich auf Schritte, die sich entfernen, aber nichts ist zu hören.

Er ist nett, sage ich mir, er will bloß nett sein, er will mir helfen. Es ist eine nette Geste, sich um jemanden zu kümmern, der neu ist. Das mit dem Koffer ist nicht gruselig, es ist bloß eine Beobachtung. Ich habe doch selbst das Pärchen im Bus als Deutsche identifiziert, ihre Hemden und Sonnenbrillen als vertraut eingeordnet, das ist ein normales Verhalten, ein ganz normales, menschliches Verhalten. Reiß dich zusammen, atme, sei Menschen gegenüber nicht immer so miss-  
trauisch.

Meine Lippen bewegen sich tonlos, während ich versuche, mich wie ein Mindset-Coach wieder in die Spur zu bringen. Am liebsten würde ich mich selbst ohrfeigen.

Plötzlich fällt mir auf, dass ich noch immer keine Schritte gehört habe. Langsam richte ich den Blick nach unten.

»O Gott«, hauche ich, und presse eine Hand auf meinen Mund. Mir ist eiskalt. Fünfunddreißig Grad und ich zittere.

Zwischen Holztür und Fliesen ist ein schmaler Spalt, durch den etwas Sonnenlicht ins Zimmer dringt. An zwei Stellen ist allerdings kein Licht. Dort werfen sich Schatten auf die Fliesen. Schatten von Füßen, die vor meiner Tür ausharren.

Mindestens eine weitere Minute, die mir allerdings wie eine Ewigkeit vorkommt, stehe ich da und wage kaum zu atmen, bewege mich nicht, ich bin eine Statue aus Eis. Dann ein Klicken, vielleicht von einem Feuerzeug, etwas wie ein Scharren, und schließlich Schritte, die sich entfernen. Das Sonnenlicht am Boden wird zu einem langen Streifen ohne Unterbrechungen, und alles scheint zu schmelzen.

### 3

Vor meinen Augen hat eine sonderbare Metamorphose stattgefunden. Ich habe noch nie gesehen, wie ein Insekt nach der Verpuppung in seiner neuen Gestalt aus dem Kokon kriecht, langsam, feucht und roh. Trotzdem denke ich jetzt daran. Noch vor wenigen Sekunden war sie eine Frau mit träumerischem Blick und sanfter Stimme. Eine Frau, die sich mit fließenden Bewegungen durch den großen Raum hinter uns bewegte. Die nackten Füße schienen über den Holzboden zu schweben. Doch diese Frau ist verschwunden. Nichts an der Person, die nun vor mir steht, ist träumerisch. Ihre Augen sind klar wie Wasser und ihre Miene hart. Sie stiert mich an wie eine Gottesanbeterin. Als wolle sie mir im nächsten Augenblick den Kopf abbeißen. Es ist beängstigend. Am liebsten will ich einfach losstürmen. Weg von hier. Aber ich zwingen mich, stehen zu bleiben. Die Haare auf meinen Armen stellen sich auf, als die Frau einen Schritt auf mich zumacht, den Kopf nach vorne geschoben. Sie kommt mir so nah, als wolle sie an mir riechen.

*Als wolle sie?* Für einen Augenblick glaube ich, tatsächlich gesehen zu haben, wie sich ihre Nasenflügel aufblähen.

Jetzt zuckt ihr Kopf nach hinten, und sie bohrt den Blick ihrer seltsam hellen Augen in meinen.

»Wie lange unterrichtest du schon Yoga?«, fragt sie.

»Äh, eine ganze Weile schon«, stammle ich. »Seit einigen Jahren.«

Die Frau legt den Kopf schief. Glaubst du mir nicht? Ich schaue nervös über die Schulter und sehe die Hotelmanagerin Marianna Santos ein paar Meter entfernt hektisch in ein Telefon sprechen. Wie lange dauert dieses Gespräch noch? Ich schiele auf das Blatt Papier in meiner Hand, das Marianna mir gestern Abend zusammen mit einer Karte des Resorts überreicht hat:

9 Uhr Frühstück *mit Mentorin Elani*

10:30 Uhr Yogakurs *nur zusehen, anschließend Besprechung mit*

12 Uhr Mittagessen *mit Elani* *Marianna*

13 Uhr Treffen Personalabteilung *Klärung Organisatorisches*

14–16 Uhr Tanzprobe *nur zusehen, anschließend Besprechung mit*

19:30 Uhr Abendshow *zusehen!* *Marianna*

Es ist kurz vor zwölf. Gerade habe ich bei der Yogastunde zugesehen. Die Frau, die ihren Blick noch immer fest auf mich gerichtet hat, ist Regina, die andere Yogalehrerin des Resorts. Und offensichtlich hat sie eine Schraube locker. Als Marianna uns vorhin einander vorstellte, hat sie mich mit säuselnder Stimme willkommen geheißen und freundlich gelächelt. Auch während der Yogastunde hat sie einen netten, fast liebevoll-mütterlichen Eindruck gemacht. Mit einer Engelsgeduld erklärte sie den ausschließlich weiblichen Teilnehmerinnen die Übungen. Im ersten Moment dachte ich daher, sie sei eine gutmütige ältere Frau, die irgendwann ein bisschen zu doll auf dem Esoterik-Trip hängen geblieben ist. Doch jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.

»Welche Techniken setzt du ein?«, fragt sie scharf. Ihr rechtes Augenlid zuckt unkontrolliert, während es in meinem Kopf rattert. Doch sie erwartet gar keine Antwort. Noch bevor ich überhaupt den Mund öffnen kann, redet sie weiter: »Dir ist doch bewusst, dass Yoga kein Sport ist, sondern eine Strategie, um in Einklang mit der Welt zu kommen, oder?«

»Ja, ja, klar, ich meine, ich –«

»Wie alt bist du?«

»Ähm, sechsundzwanzig«, sage ich und schaue erneut zu meiner Chefin, die noch immer irgendwelche Anweisungen in ihr Handy spricht. Bitte komm zurück, denke ich flehentlich. Ich fühle mich, als würde ich mit dem Rücken zur Wand stehen. Nein, Quatsch. Ich stehe wortwörtlich mit dem Rücken zur Wand. Viel weiter zurück kann ich nicht. Hinter mir befindet sich die Außenwand des Yogapavillons. Ich werfe einen Blick über die Schulter. Die Sonne steht hoch am Himmel und wirft unsere Schatten auf den sandigen Boden und auf Teile der Bambuswand, links erkenne ich mich, rechts Regina. Zwei ihrer grauen Haarsträhnen wehen im Wind, was ihren Schatten in ein groteskes Gebilde verwandelt. Die Konturen ihrer Strähnen sehen aus wie zwei bedrohliche Fangbeine. Eine Gottesanbeterin und ihre Beute. Wusste ich's doch.

»Wie oft warst du schon in Indien?«, fragt Regina mit schneidender Stimme, und ich drehe den Kopf widerwillig zurück in ihre Richtung.

»Ich, nun ja, noch nie ...« Ich höre, dass meine Stimme zittert, und räuspere mich. Ich muss mich vor ihr nicht rechtfertigen. Mit festerer Stimme füge ich hinzu: »Ich denke, das waren die wenigsten, die Yoga unterrichten.«

»Wie du meinst«, sagt sie und lässt offen, ob und wie oft sie selbst schon in Indien gewesen ist. Sie wendet sich ab und beginnt, an einer Pflanze herumzuzupfen, die am Wegesrand steht, als wäre ihr plötzlich aufgefallen, dass sie mich furchtbar langweilig findet.

Vielleicht sollte ich einfach gehen. Aber die Besprechung mit meiner Chefin steht noch aus. Ich weiß nicht, was ich tun soll, und fühle mich ziemlich unbehaglich. Wie eine kleine, hilflose Maus. Ich hasse mich, wenn ich so bin. Unruhig bewege ich mich von einem Fuß auf den anderen. Um Regina nicht weiter ansehen zu müssen, schaue ich zuerst auf meine Hände, dann zu meiner Chefin – und endlich schaut sie zurück. Sie hebt die Brauen und tippt sich ans Handgelenk, an dem sich keine Uhr befindet. Dann macht sie eine wischende Be-

wegung mit der rechten Hand, als wollte sie ein Insekt vertreiben. Das heißt eindeutig: *Was tust du noch hier? Verschwinde!*

Ich seufze. Woher hätte ich wissen sollen, dass ich gehen darf?

»Also, war nett, dich kennenzulernen«, lüge ich und schaue Regina an, die mich überhaupt nicht mehr beachtet. Stattdessen zerreibt sie ein schmales Blatt zwischen ihren Fingern und riecht daran. Um Gottes willen.

»Gut, also ...« Ich drehe mich um und lasse sie neben der Pflanze zurück. Vielleicht fällt ihr irgendwann auf, dass ich nicht mehr da bin. Oder es ist ihr schlicht egal.

Eilig mache ich mich auf den Weg zur Mitarbeiterküche. Als ich nach wenigen Schritten über die Schulter schaue, ist Regina verschwunden. Zum Glück. Kurz war mir, als bohre sich ihr Blick noch immer in mich. Meine Chefin ist ebenfalls verschwunden. Wahrscheinlich ist sie zusammen mit Regina in den Pavillon gegangen.

Ich bleibe stehen und betrachte mit gerunzelter Stirn das hölzerne Gebäude, in dem ich bald meine erste Yogastunde geben werde. Der Pavillon steht etwas erhöht direkt an der Klippe und wird von hochgewachsenen Olivenbäumen umrahmt. Lediglich auf der Vorderseite ist die Konstruktion mit Bambus verkleidet, sodass sie vom Weg aus nicht einsehbar ist. Die Kursteilnehmerinnen sind so vor neugierigen Blicken und anderen störenden Einflüssen geschützt. An allen anderen Seiten des Pavillons gibt es keine Wände. Das Bambusdach wird von mehreren quer verlaufenden Holzstreben gehalten und an den Ecken jeweils von einem massiven Holzpfeiler gestützt. Während der Yogastunde fühlt es sich an, als befände man sich in der freien Natur. Rechts und links wachsen Palmen und imposante Obstbäume, deren Äste und Blätter an einigen Stellen in den Pavillon hineinwachsen, natürlich unter dem wachsamen Blick der Gärtner, schließlich soll es nicht verlottert aussehen. Nach hinten heraus öffnet sich der Blick auf das in der Sonne glitzernde Meer. Als ich den Pavillon vorhin betrat, konnte ich kaum glauben, dass es auf der Welt Orte wie diesen gibt, Orte von solcher Schönheit. Einfach atemberaubend.

Mit einem Blick auf mein Handy stelle ich fest, dass ich bereits fünf Minuten zu spät für das Mittagessen mit meiner Mentorin Elani bin. Ich sollte mich wirklich beeilen. Etwas zu essen wird mir sicher guttun.

Ich drehe mich um und will dem Kiesweg ins Zentrum des Resorts folgen. Doch dann weiten sich meine Augen. Was war das? Mein Herz gerät für einen Schlag aus dem Takt. Jetzt ist es weg. Nein, nicht *es*. *Er* ist weg. Ganz sicher war da eben eine Gestalt. Ein Mann. Jemand stand dort einige Meter entfernt auf dem Weg. Er muss sich zwischen die Büsche geschlagen haben, als ich mich umgedreht habe. Mit eiligen Schritten laufe ich auf die Stelle zu.

War es ein Gärtner? Einen Wagen mit Gartengeräten sehe ich nicht. Dafür entdecke ich, dass das Gras an einer Stelle neben dem Weg plattgedrückt aussieht. Genau in diesem Augenblick richten sich einzelne Halme langsam wieder auf. Ich spähe zwischen die Büsche, doch da scheppert es einige Meter entfernt so laut, dass ich zusammenfahre. Meine Knie sinken zu Boden, die Arme bewegen sich wie automatisiert über meinen Kopf. Schutzhaltung!

Etwas zwingt sich durch meinen Körper. Steigt langsam vom Bauch hoch in die Brust und weiter bis in meine Kehle. Unkontrollierte Adrenalinausschüttung! Obwohl ich mich mit aller Kraft dagegen wehre, schwappt das Gefühl durch mich hindurch wie eine unerwartet hohe Welle und begräbt alles Rationale unter sich.

Und plötzlich stürzen Erinnerungen gnadenlos auf mich ein. Ein höhnisch verzerrtes Gesicht. Ein Teller, der scheppernd neben mir zerbricht. Eine Hand in meinen Haaren, die mich durch eine kleine Wohnung zerrt. Ein zorniges Grollen. Ein hoher, gellender Schrei. Schmerzen. Angst. Und nie das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Nirgendwo.

Vorsichtig blinze ich zwischen meinen Armen hindurch. Etwa zwei Meter hinter mir auf dem Weg liegt etwas Riesiges. Mein Herz überschlägt sich. Eine Schlange. Gibt es hier Schlangen? Daneben steht eine Gestalt.

Ich werfe die Arme zu Boden und krabbele hastig ein paar Meter nach hinten. Weg von Schlange und Gestalt.

»O que tem?«, ruft die Gestalt, und ich atme tief ein, die Gestalt macht ein paar Schritte auf mich zu und streckt mir die Hand entgegen. Was? Ich schaue hoch. Vor mir steht ein Mann in dunkler Arbeitshose. Er trägt das Poloshirt des Resorts und hält eine Flasche in der Hand. Hinter ihm auf dem Weg liegt ein Gartenschlauch mit Handbrause, den er offenbar achtlos auf den Weg geschleudert hat.

»Was ist los mit dir?«, wiederholt er auf Englisch und schaut mich an, als wäre ich vollkommen bescheuert. Ich lasse mich von ihm auf die Füße ziehen und zwingen mich zu einem Grinsen.

»Nur erschrocken«, murmle ich.

Noch immer wummert mein Herz schmerzhaft gegen meine Rippen. Ich muss mich beruhigen. *Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben* ... Ich zähle die Palmen in meinem Sichtfeld, meine Finger, zehn, und schließlich die Wolken am Himmel, eine. Zählen hat mir schon immer geholfen. Zahlen beruhigen mich.

»Vor mir?«, fragt der Mann.

Ich öffne den Mund und schließe ihn wieder. Mein Blick fällt auf die Flasche in seiner Hand. Ich sehe zwei Symbole: einen Totenkopf und ein durchgestrichenes Insekt.

Er geht ein paar Schritte von mir weg und hebt den Schlauch hoch: »Oder davor?«

Mit einer Hand schüttelt er den Schlauch, als hätte er eine tote Schlange in der Hand. Jetzt grinst er.

Sehr witzig, denke ich. Noch immer schlägt das Herz heftig in meiner Brust.

Mühsam ziehe ich erneut die Mundwinkel nach oben und zucke mit den Schultern. Dann wende ich mich ab und setze meinen Weg fort.

Meine Güte, Mia, sage ich in Gedanken zu mir selbst, reiße dich zusammen, sonst weiß bald das ganze Resort, dass du vollkommen wahnsinnig bist.

## 4

Ich schiebe mir eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht, die sich in meinem Lipgloss verfangen hat. Es geht ein leichter, warmer Wind. Ich atme tief ein. Die Sonne ist erst vor wenigen Augenblicken untergegangen, und so ist der Himmel nun nicht pechschwarz, sondern liegt wie ein blaues Tuch mit hellen Enden über dem Resort. In eine Ecke des Tuches ist eine weiße Mondsichel eingestickt.

Wieder nehme ich einen tiefen Atemzug. Die sommerliche Abendluft riecht fantastisch. Süß und betörend. Noch bin ich unsicher, ob sich die anfänglichen Schrecken verzogen haben. Es scheint so, aber vielleicht halten sie sich auch versteckt, lauern hinter der nächsten Ecke und warten darauf, mich anzufallen wie tollwütige Hunde. Ich bleibe misstrauisch. Nein, vorsichtig, bloß ein wenig vorsichtig. So bin ich eben. Besser, man rechnet mit dem Schlimmsten. Besser, man ist gedanklich auf alles vorbereitet. Und das immer.

Noch muss ich mich an die neue Umgebung gewöhnen. Alles ist neu und fremd. Die Gerüche, die Geräusche und das Licht. Da können die Sinne mal verrückt spielen, und man sieht Gefahren, die keine sind, verwechselt Gartenschläuche mit mörderischen Riesenschlangen und Gärtner mit bedrohlichen Schattengestalten, das kann vorkommen. Ich bin bloß schreckhaft. Hier zu sein, auf mich allein gestellt, ein riskantes Vorhaben im Kopf, das versetzt mein Nervensystem in

Alarmbereitschaft. Es wird besser werden. Ganz sicher. Wenige Meter von mir entfernt öffnen sich die Flügeltüren des Abendsalons, und ich fahre vor Schreck zusammen. Die Hotelgäste strömen heiter schwatzend heraus und entfernen sich in die Dunkelheit. Sicher werden sie sich gleich auf die verschiedenen Bars verteilen, in denen das Personal schon in perfekt gebügelten Uniformen bereitsteht und ihre Ankunft erwartet.

Ich beobachte sie, während ich mit einer kalten Cola-Dose an der Tür des Mitarbeiterausgangs stehe. Im Abendsalon ist gerade eben die Show zu Ende gegangen, und sie war großartig. Die Tänzerinnen und Tänzer haben etwas Tolles auf die Beine gestellt. Trotz des Lobgesangs damals bei meinem Bewerbungsgespräch habe ich so etwas nicht erwartet. Jeder Schritt und jede Drehung der ausgeklügelten Choreografie wurde makellos ausgeführt. Dazu die Musikeinlagen und Lichteffekte, die das Ganze zu einem eindrucksvollen Erlebnis machten. Jetzt kann ich es kaum noch erwarten, bald Teil solcher Perfektion zu sein. Am liebsten würde ich sofort mit dem Training beginnen. Allerdings bin ich ziemlich nervös. Jetzt erst recht, nachdem ich gesehen habe, was dort von mir erwartet wird. Dass ich jahrelang in einer Hip-Hop-Gruppe getanzt habe, verschafft mir einen gewissen Vorteil, ich weiß, welche Signale ich an Arme und Beine schicken muss, um bestimmte Bewegungen auszuführen. Und dennoch. Auf so einer großen Bühne aufzutreten ist etwas komplett anderes, als in einer Garage zu proben und auf Schulfesten oder im örtlichen Kulturzentrum zu tanzen.

Ich gebe zu, dass ich bei meiner Bewerbung dick aufgetragen habe. Ziemlich dick. Dass meine Tanzkarriere schon etliche Jahre zurückliegt, habe ich geschickt umgangen, und dass es sich dabei eher um ein Jugendhobby gehandelt hat, habe ich auch verschwiegen. Aber ich *musste* diesen Job bekommen. Und da war mir jedes Mittel recht, um herauszustecken. Jetzt muss ich den Schein nur irgendwie aufrechterhalten. Unter keinen Umständen darf auffallen, dass ich nie professionell getanzt habe.

Während ich darüber nachdenke, wie mir das am besten gelingen kann, schlendere ich langsam vom Salon weg. Wie ein Schatten hefte ich mich an die Hotelgäste, deren weiße Kleidung in der bläulichen Atmosphäre leuchtet.

Abends tragen hier die meisten Gäste Weiß. Weiße Cocktailkleider, weiße Leinenanzüge, Hemden und Hosen. Wir Angestellten bewegen uns als maritime Farbtupfer in unseren hellblauen Poloshirts, Blusen und Shorts unauffällig zwischen ihnen. Nicht zu aufdringlich, aber doch so, dass die Gäste uns jederzeit als Personal identifizieren und mit ihren Wünschen auf uns zukommen können.

»Ihr müsst Geister sein«, so hat Marianna das gestern Abend gesagt, »Geister, die von unseren Gästen jederzeit zurück ins Leben gerufen werden können und dann zu diskreten und freundlichen Helfern werden.«

Der Vergleich kam mir schief vor. Und ziemlich merkwürdig. Ich habe allerdings kräftig genickt und gehofft, dass sie mir meine Irritation nicht ansah.

Während sie mir vom Resort und den Leitlinien des Unternehmens erzählte, ahnte ich, dass einiges auf mich zukommen würde. Die Ansprüche an die Angestellten sind offenbar sehr hoch, alles soll perfekt sein für die gut zahlenden Gäste.

Mittlerweile bin ich auf Höhe der Getränkebar angekommen, in der Ferne schimmern die Lichter des Restaurants. Ich verlasse den hell erleuchteten Weg und ziehe mich in den Schatten des Gebäudes zurück, bleibe neben den riesigen Müllcontainern stehen und hoffe, dass mich niemand bemerkt. Von hier habe ich den perfekten Blick auf die vorbeihastenden Menschen. Ich schlürfe den Rest Cola, lege den Kopf weit in den Nacken, um auch den letzten Tropfen aus der Dose zu bekommen, und werfe sie dann in hohem Bogen in einen der Container.

Plötzlich öffnet sich hinter mir eine Tür, ich zucke zusammen, fühle mich aus irgendeinem Grund ertappt, drehe hastig den Kopf und sehe jemanden, der eine große Box trägt. Mit dem Rücken

schiebt er die Tür auf, dreht sich dann schwungvoll um und läuft direkt in mich hinein.

»He!«, rufe ich. Die Wucht des Aufpralls bringt mich ins Taumeln.

»Oh, sorry«, sagt der Fremde und schaut schräg an seiner Last vorbei, mustert mich kurz, grinst und fügt hinzu: »Hier rumstehen ist aber auch nicht besonders schlau.«

Vor Empörung bleibt mir der Mund offen stehen. Was für ein Idiot. Auf die Schnelle fällt mir keine schlagfertige Erwiderung ein. Jetzt gibt dieser Typ ernsthaft *mir* die Schuld, obwohl *er mich* angepöbelt hat. Ich reibe mir über den Oberarm, wo mich eine Kante der Box getroffen hat. Wahrscheinlich kriege ich einen dicken blauen Fleck an der Stelle.

Im Weggehen schaut er noch mal über die Schulter und zwinkert mir zu. Leider ist er ein ziemlich gut aussehender Idiot. Mindestens einen Kopf größer als ich, braune, wuschelige Haare, und unterm Shirt zeichnet sich eine gut definierte Rückenmuskulatur ab.

Widerwillig gehe ich einige Schritte von der Tür weg.

Ich weiß, dass es nicht gern gesehen wird, wenn Angestellte ohne erkennbaren Grund dort herumlungern, wo sich die Gäste aufhalten. Das ist der oberste Punkt auf dem Merkblatt mit Verhaltensregeln, das meine Chefin mir gestern Abend überreicht hat.

*Ihr müsst unsichtbar sein.*

Bisher habe ich das Blatt und seinen Inhalt nur überflogen und mir vielleicht eine Handvoll der sogenannten Verhaltensregeln merken können. Insgesamt umfasst die Liste dreiundsechzig Punkte. Mein bisheriger Eindruck ist, dass es sich dabei überwiegend um Verbote handelt. Seitenlang ist aufgeführt, was die Angestellten nicht dürfen, nur leider steht nirgendwo, was stattdessen erlaubt ist. Ich habe keine Ahnung, ob es neben der Mitarbeiterküche einen Ort gibt, an dem wir uns abseits der Arbeit aufhalten können. Ich weiß nicht, ob es irgendwelche Vorteilsangebote gibt, vielleicht Rabatte in den Geschäften der Umgebung oder Freizeitangebote für die Angestellten. In der Bank, in der ich in Deutschland gearbeitet habe, gibt es hin und

wieder Mitarbeiterausflüge, und wir erhalten Vergünstigungen auf Sportangebote. Es wäre toll, wenn es so was auch hier gäbe. Aber ich mache mir wenig Hoffnung.

Eine Gruppe Menschen kommt den Weg hinauf, und ich überlege, wohin ich mich verziehen könnte, ohne das Treiben aus den Augen zu verlieren. Doch dann erkenne ich hellblaue Kleidung. Es müssen die Mitarbeiter sein, die gerade eben die Abendshow auf die Beine gestellt haben.

Auch Elani ist dabei. Meine Mentorin. Sie ist etwa so alt wie ich, wunderschön und einfach, keine Ahnung, *bam!* Es wäre toll, wenn wir Freundinnen werden. Alle hier im Resort scheinen sie zu mögen. Beim Frühstück hat sie mich vielen Leuten vorgestellt, aus dem Service, dem Showteam und einigen Gärtnern. Ich war so überfordert und nervös, dass ich bloß meinen Namen stammelte und die Namen der meisten anderen gleich wieder vergaß. Allerdings habe ich mir die Namen von zwei US-Amerikanern gemerkt, die auch im Showteam sind: Angela und Kenneth. Mit denen werde ich sicherlich noch zu tun haben. Unter den Angestellten sind viele Portugiesen, aber auch zahlreiche Ausländer, die wie ich aus Deutschland, der Schweiz oder Dänemark nach Portugal gekommen sind, um für eine Zeit ihren grauen Heimatländern den Rücken zu kehren. Manche von ihnen sind schon eine Weile nicht mehr in ihren Herkunftsländern gewesen und tingeln durch Europa von Job zu Job, von Hotel zu Hotel.

Das ist wohl auch Elanis Plan, wie sie mir erzählt hat. Sie habe keine Lust auf den tristen Ort in Großbritannien, aus dem sie stammt.

»Da regnet es 24/7, ich sag's dir, das ist kein Klischee.«

Als sie grinste, konnte ich sehen, dass in ihrem Lippenbändchen ein silbernes Piercing steckte. Bei dem Gedanken daran schüttelt es mich. Das hat sicher wehgetan.

Ich bleibe am Wegesrand stehen und winke, um auf mich aufmerksam zu machen. Als Elani mich bemerkt, löst sie sich aus der Gruppe und kommt auf mich zu.

»Du warst toll«, sage ich auf Englisch zu ihr. »Krasse Performance! Awesome!«

Sie nimmt das Lob strahlend entgegen. Während Elani neben mir stehen bleibt, geht der Rest ihrer Gruppe weiter, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Auch Angela und Kenneth sind unter ihnen.

Stirnrunzelnd schaue ich ihnen nach. Haben sie überhaupt bemerkt, dass Elani stehen geblieben ist? Falls ja, scheint es ihnen gleich zu sein. Sie setzen ihren Weg fort, ohne sich umzudrehen.

»Gehst du aufs Zimmer?«, fragt Elani freundlich und deutet mit dem Finger vage Richtung Süden.

Ich bin überhaupt nicht müde. Im Gegenteil.

»Nun ja«, setze ich an. Vielleicht weiß Elani, wo die Angestellten sich nach der Arbeit treffen. Ich hätte Lust, noch ein wenig zu plaudern und mehr über das Resort zu erfahren. Vielleicht ist auch eine brauchbare Information dabei.

»Morgen solltest du fit sein«, unterbricht Elani mich jedoch. »Und ich auch.«

»Ja, stimmt, du hast recht«, stammele ich und bin überrascht, dass sie es so eilig hat, ins Bett zu kommen.

Ich hätte sie für jemanden gehalten, der mit wenig Schlaf auskommt. Obwohl sie die gleiche biedere Arbeitskleidung trägt wie wir anderen, habe ich das Gefühl, dass sie sich privat eher auffällig kleidet. Sie sieht aus, als wüsste sie sehr genau, was ihr steht und worin sie ins Auge sticht. Ihre Ohren sind mehrfach gepierct, im Ohrfläppchen hängen drei Ringe, und oben in der Muschel gibt es noch zwei Stecker. Beim Tanztraining habe ich gesehen, dass sie auf der Innenseite des Oberarms ein Tattoo hat. Die Azubis zu Hause in der Bank würden sagen, dass sie eine richtige *Baddie* ist. Ich habe angenommen, sie wäre ein Partygirl oder eben jemand, der weiß, was abgeht, sich nicht groß um die Regeln schert und ein aufregendes Leben führt.

Aber vielleicht ist das auch ein dummer Gedanke. Vielleicht zeigt das nur, dass ich eine ziemliche Hinterwäldlerin bin, wenn ich jemanden wegen ein paar Piercings für krass und ausgeflippt halte. Immer

gehe ich davon aus, dass alle anderen ein spannenderes Leben führen als ich. Nicht ohne Grund. Bisher habe ich wenig von der Welt gesehen. Eigentlich kenne ich nur den kleinen Ort im Rheinland, in dem ich aufgewachsen bin. Dort bin ich zur Schule gegangen. Dort habe ich meine Ausbildung gemacht. Dort habe ich die letzten Jahre gelebt und gearbeitet. Nun ja. Mehr gearbeitet als gelebt. Jedenfalls habe ich den Ort nur selten verlassen. Mit meinen Eltern war ich als Kind hin und wieder im Urlaub. Gelegentlich machte ich als Erwachsene Städtetrips mit Freundinnen. Wirklich lange Reisen unternahm ich nie. Für mich gab es kein *Work and Travel* oder Erasmussemester.

Plötzlich habe ich das drängende Gefühl, ein bisschen Spaß nachholen zu müssen. In der Hotelanlage herrscht aufgeregtes Flirren. Schwatzende Gäste, gestresste Angestellte, es fühlt sich seltsam an, dass wir auf dem Weg ins Bett sind. Die Luft ist warm, und alles kommt mir verheißungsvoll und aufregend vor. Ich muss daran denken, wie es sich anfühlte, als Kind während der Sommermonate ins Bett geschickt zu werden. Im drückend warmen Zimmer zu liegen, während die Helligkeit durch die Ritzen der Jalousie drang und ich die Stimmen der Nachbarn hörte, die noch draußen auf Balkonen oder Terrassen saßen. Das kam mir schon damals ungerecht und falsch vor.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, sagt Elani: »Ich muss morgen wirklich früh raus, habe Schicht im Frühstücksservice, dann ist nachmittags Training für die Show, abends treten wir auf, und danach lege ich noch an der Poolbar auf, das wird die halbe Nacht gehen, und am nächsten Tag geht es ähnlich weiter.«

»Wow, das ist echt eine Menge«, sage ich und frage mich, wie sie das anstellt. Sie wirkt überhaupt nicht erschöpft. Vielleicht liegt es tatsächlich daran, dass sie ausreichend Schlaf bekommt und sich abseits der Arbeit nirgends herumtreibt.

»Und du? Wie fühlst du dich nach deinem Probetag? Bist du bereit, morgen mit einzusteigen?«, fragt sie, während wir nebeneinander den Weg entlanggehen.

»Ich denke schon!«, sage ich, auch wenn mir bei dem Gedanken daran, in wenigen Tagen ebenfalls auf der Bühne zu stehen, ziemlich flau im Magen wird.

Ich kann bloß hoffen, dass ich mich schnell einfinde. Da die Show von schneller Musik und bunten Lichteffekten begleitet wird, habe ich die Hoffnung, dass das Publikum nicht merkt, ob jemand einen Fehler macht. Das ist ein halbwegs beruhigender Gedanke.

»Morgen wirst du mir dankbar sein, dass du früh ins Bett bist, glaub mir«, sagt Elani und lächelt mich freundlich an. Und ich lächle zurück. Vielleicht hat sie recht.

Schweigend laufen wir den von violett blühendem Oleander gesäumten Weg entlang. Ich meine, mal gelesen zu haben, dass Oleander giftig ist. Ich achte darauf, dass meine nackten Arme die Blüten nicht berühren. Während wir uns durch das Resort bewegen, sauge ich die Umgebung auf wie ein Schwamm. Gerüche, Gesprächsfetzen, die Klänge von Jazzmusik irgendwo in der Nähe, Gesichter, Schmuck und extravagante Kleider.

Wie sich das wohl anfühlt, so reich zu sein, dass man sich einen Luxusurlaub dieser Art leisten kann? Die meisten Gäste denken wahrscheinlich nicht mal groß darüber nach. Sie wirken alle so unbeschwert. Ich beobachte sie, während Elani neben mir plappert.

Viele Gäste sind jenseits der vierzig, allerdings versuchen die Frauen, das zu verbergen. Ich sehe Botox und Filler in ihren Gesichtern. Einige haben es übertrieben. Sie haben aufgepolsterte Lippen, die an Luftmatratzen erinnern, und zusammengedrückte Augenpartien. Bei vielen ist die Hyaluronsäure eindeutig verrutscht. Ob es ihnen noch auffällt? Sie sehen alle auf seltsame Art gleich aus. Wie eine Roboterarmee. Beinahe bin ich froh, dass ich zu arm für solche Schönheitsbehandlungen bin. Obwohl dieser Wahnsinn ja mittlerweile in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Auf Social Media sehe ich ständig Frauen, die sich ihre Falten wegspritzen lassen und völlig schamlos für die Behandlungen werben, es teilweise sogar als feministische Selbstermächtigung darstellen.

Eine Arbeitskollegin, die nicht einmal fünfundzwanzig ist, erzählte Anfang des Jahres stolz, sie warte gar nicht erst auf die Falten, sondern lasse sich bereits jetzt präventiv Botox spritzen. Auf TikTok machten das alle so. Als eine andere Kollegin und ich protestierten und sie auf die Gefahren hinwies, winkte sie nur ab. Das sei doch alles komplett ungefährlich, meinte sie. Das mache doch jeder.

Während die Frauen hier im Resort offenbar alles tun, um die Spuren der Jahre zu verwischen, sehen die männlichen Gäste grauhaarig, runzelig und entspannt aus. Sie tragen pralle Bäuche vor sich her, über die sich straff Hemden und Poloshirts spannen. Als wir an der Terrasse des Restaurants vorbeigehen, sehe ich zwei Männer mit Zigarren. Sie klopfen sich lachend auf ihre Bäuche und wirken dabei stolz wie Schwangere.

Ziemlich ungerecht, dass sie sich so gehen lassen, während ihre Frauen alles für einen straffen und haarlosen Körper tun, finde ich.

Doch auch vor den jüngeren Gästen des Resorts macht der Schönheitswahn nicht halt. Viele von ihnen könnten Influencer oder Models sein. Die Frauen haben schlanke Körper, geformt von Pilatesübungen oder Diätpillen oder einer Kombination aus beidem. Die Männer haben sich offensichtlich mit Krafttraining und Proteinshakes zurechtmodelliert.

Ich stelle mir vor, zu ihnen zu gehören. Den ganzen Tag am Pool verbringen, sorglos sein, am Vormittag den Yogakurs besuchen, danach ein leichtes Mittagessen, wieder zurück an den Pool oder hinunter in die Bucht, das Salz des Meeres auf der Haut spüren, frische Früchte, exquisite Drinks, weiße Tischdecken und poliertes Besteck, durch alles Schöne schweben, was das Resort zu bieten hat, sich von der Show berieseln lassen und abends gemütlich in einer der Bars sitzen, später dann ins Bett fallen, das jemand frisch für sie bezogen hat, jemand Unsichtbares, und wissen, dass es am nächsten Tag genauso weitergehen wird. Was für eine Vorstellung. Der Neid drückt in meiner Brust. Sie wissen gar nicht, wie gut sie es haben.

Mittlerweile haben wir den Springbrunnen erreicht, der markt-

platzähnlich das Zentrum der Hotelanlage bildet und von dem sternförmig verschiedene Wege abgehen. Ein von Palmen gesäumter Steinweg führt in Richtung der Gästesuiten, über andere Pfade geht es zu den Tennisplätzen und zum Spa-Bereich, in Richtung Poollandschaft und Gastronomiebereich, zur Rezeption und zu den Mitarbeiterunterkünften.

In der Ferne sehe ich einige Gäste im Speisesaal sitzen und ein spätes Abendessen genießen, doch die meisten sind bereits in die gemütlichen Loungemöbel rund um die Poolbars umgezogen oder haben sich in die weichen Sessel des Jazzsalons sinken lassen.

»Warum machst du so viele Schichten?«, frage ich Elani, um die Stille zu unterbrechen, die sich zwischen uns ausgebreitet hat. »Ist dir das nicht zu viel?«

»Ach, das geht schon. Ich bin nicht hier, um Spaß zu haben. Das geht woanders eh viel besser. Ich schufte jetzt den Sommer über, und dann will ich noch mal zurück nach Lissabon, da war ich im Frühjahr schon, und es ist so nice, die Leute sind so krass, so aufgeschlossen und eben der ganze Vibe dort! Diese Stadt saugt dich einfach ein. In den Wochen, als ich da war, habe ich so viele Leute kennengelernt. Es war magisch! Jede Nacht bin ich unterwegs gewesen. Es ist das Paradies, ich sag's dir!«

»Laut Website soll ja dieser Ort das Paradies sein«, sage ich und erwarte, dass sie sich vom Platô Beach Resort und dem zugehörigen Küstenabschnitt ebenso begeistert zeigen wird. Doch stattdessen lacht sie. Allerdings nicht heiter oder wenigstens ehrlich, sondern ziemlich bitter.

»Wohl eher die Hölle. Aber auch die kann einen einsaugen«, sagt sie mit hartem Ton in der Stimme.

Ohne es zu merken, bleibe ich stehen. Mitten auf dem Weg. Wie meint sie das? Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken.

*Wohl eher die Hölle.*

»Ach, ich jammer bloß gern«, sagt Elani, die bemerkt hat, dass ich stehen geblieben bin und sie mit großen Augen anstarre. Wieder lacht

sie. Und wieder klingt es falsch. Obwohl ich sie kaum kenne, habe ich das Gefühl, dass das mit dem Jammern nicht stimmt. Sie kommt mir nicht wie jemand vor, der sich zu Unrecht beklagt. Überhaupt nicht. Was verbirgt sie?

Doch bevor ich weiter darüber nachdenken kann, rumpelt es hinter uns. Ich drehe mich um, und ein großes geflügeltes Etwas flattert durch meinen Bauch. Der unverschämte Typ von eben kommt den Weg entlang, aus Richtung der Poolbar, jetzt schiebt er einen Wagen mit leeren Flaschen vor sich her. Als er uns sieht, hält er an und stützt sich auf den Wagen.

»Hi!«, sagt er und sieht dabei wahnsinnig gut aus. Er pustet sich eine Haarsträhne aus der Stirn.

»Hey! Kennt ihr euch schon?«, fragt Elani auf Englisch. Eigentlich sagt sie: »Mia? You know Yanis, don't you?«

Sie schaut zwischen uns hin und her. Yanis. Der Name fühlt sich auf der Zunge an wie schmelzendes Eis.

»Yes, no! Not really! Hi, äh, hi Yanis«, sage ich. Meine Stimme zittert und klingt viel höher als üblich.

Er legt den Kopf schief, und sein amüsiertes Blick gleitet über mich. Dann kommt er hinter dem Wagen hervor, schlendert auf mich zu und greift nach meiner Hand. Ich bin viel zu perplex, um mich zu wehren. Er dreht mich einmal im Kreis, mein Rock flattert, mein Haar auch.

Er macht eine Verbeugung und sagt auf Deutsch: »Prinzessin Mia? Die rechtmäßige Thronerbin von Genovien? Welch Ehre, euch hier an der Algarve zu treffen. Ihr seid auf Staatsbesuch?«

Ich schalte sofort.

*Plötzlich Prinzessin* ist einer meiner Lieblingsfilme. Die romantische Komödie, in der die schüchterne Mia erfährt, dass sie eigentlich eine Prinzessin ist, habe ich in meiner Jugend sicher hundertmal gesehen. Ich war verrückt nach dieser Aschenputtel-Geschichte, und ich weiß noch, wie oft ich mir vorstellte, mir würde Ähnliches passieren. Ständig hing ich Tagträumereien nach und hegte die Hoffnung, dass

irgendwo eine Krone, ein prunkvolles Schloss und glitzernde Kleider auf mich warteten. Dass ich denselben Namen wie die Protagonistin des Films trage, hat sein Übriges dazu getan, dass ich über Jahre bei jedem Türklingeln, jedem Anruf, jedem Brief ohne Absender hoffte, die lang ersehnte Botschaft würde mich erreichen und mir endlich das Leben eröffnen, das ich mir so sehr wünschte.

»Pssst«, sage ich jetzt zu Yanis. »Meine wahre Identität ist doch geheim. Niemand darf wissen, weshalb ich wirklich hier bin.«

Wenn er wüsste, wie nah diese Aussage an die Wahrheit heranreicht.

»Oh, Pardon!«, sagt er und zwinkert mir zu. »Ich werde ab jetzt diskreter sein!«

Noch immer hält er meine Hand. Und irgendwie will ich, dass er sie nie wieder loslässt. Doch schon zieht er sie zurück, viel zu früh, und ich komme mir augenblicklich unsicher vor, habe das Gefühl, der Boden schwankt unter mir, glaube, dass es unmöglich ist, in dieser wackeligen Welt einen sicheren Stand zu finden ohne seine Hand.

Nein, hör auf damit, sage ich in Gedanken zu mir selbst, hör auf, das immer wieder zu tun. Du weißt, wohin das schon geführt hat, du weißt, wohin das immer wieder führt ...

»Ich muss das hier wegbringen und dann zurück an die Bar«, sagt Yanis jetzt wieder auf Englisch und hebt entschuldigend die Hände. »See you later!«

»Bis dann«, nuschele ich und schaue ihm nach, wie er in der Dunkelheit verschwindet.

»Wir gehen mal besser ins Bett«, sagt Elani, die ich vollkommen vergessen habe. »Wir haben morgen einen anstrengenden Tag vor uns!«

Plötzlich sieht sie ziemlich verärgert aus. Die Freundlichkeit, die heute den ganzen Tag in ihrer Stimme lag, ist verschwunden. Oder bilde ich mir das nur ein? Vielleicht ist sie einfach müde, wie sie gesagt hat.

»Ja, du hast recht!«, sage ich, und gemeinsam setzen wir uns in Bewegung. Während wir durch die dunkle Hotelanlage laufen, gähnt Elani mehrmals sehr ausgiebig.

»Wow, du scheinst echt richtig müde zu sein!«

»Ja, warte mal ab, morgen nach dem Tanztraining wird es dir nicht anders gehen.«

Jetzt ist ihr Tonfall geradezu patzig. Hat das was mit Yanis zu tun?

Ich sage betont heiter: »Ich bin gespannt!«

Sie antwortet nicht. Schweigend laufen wir nebeneinander durch die Anlage. Noch immer ist die Luft warm. Ich würde so gerne noch was erleben.

Meine Gedanken wandern zu Yanis, der wahrscheinlich zurück an der Poolbar ist und Drinks zubereitet. Ob er von Frauen umringt wird, die nach Getränken und Aufmerksamkeit verlangen? Ich sehe eine der Frauen aus dem Yogakurs vor mir, bei dem ich heute zugehört habe. Sie fiel mir auf, weil sie pure Perfektion verkörperte. Ihre dunklen Haare fielen ihr in einem leichten Schwung über die Schultern, die Zähne waren gerade und strahlend weiß, die Augen mandelförmig, die Nase hatte einen kleinen Höcker, der ihrem Gesicht etwas Elegantes verlieh, und ihre Arme sahen schlank und muskulös aus, genau wie der Rest ihres Körpers. Mit leichtem Unbehagen stelle ich mir vor, wie sie sich auf die Theke der Poolbar stützt und Yanis bittet, ihr einen Sex on the Beach zu mixen. Ich sehe vor mir, wie sie ihm zuzwinkert und er sofort alles stehen und liegen lässt, um sie zu bedienen.

Herrgott, meine Fantasie ist manchmal wirklich nervig. Wie komme ich immer auf so was? Ich muss damit aufhören, mir solche Szenarien auszumalen. Schon als Kind habe ich dazu geneigt, mich in Tagträumereien zu verlieren. Außerdem kenne ich Yanis doch gar nicht. Wer weiß, ob er wirklich so nett ist, wie er eben gewirkt hat.

Wir erreichen den Bambuszaun, der für Gäste so aussehen muss, als käme dahinter nichts mehr. Elani öffnet ein kleines Kästchen, hinter dem ein Tastenfeld zum Vorschein kommt, sie hält ihre Chip-

karte an den Sensor und tippt dann die vierstellige Nummer ein, die alle Angestellten kennen. Ein Surren ertönt, und sie drückt gegen den Zaun, wir schlüpfen durch die Lücke und sind im Wohnbereich der Mitarbeiter.

Hier sind die Wege nicht mehr von Palmen, Oleander und Zistrosen gesäumt, stattdessen finden sich abseits der flachen Steine, über die wir laufen, bloß trockenes Gras und staubiger Untergrund. Vor uns liegen die Bungalows mit unseren klebrigen Zimmern.

Elani wendet sich nach links.

»So, mein Zimmer ist hier«, sagt sie. »Bye, good night.«

»Ah, ich wohne direkt da drüben«, sage ich und mache eine ungenaue Geste in Richtung der gegenüberliegenden Gebäude. »Also, gute Nacht!«

Langsam schlendere ich ein Stück den Weg entlang in Richtung meines Zimmers, während sie mit der Zimmerkarte an ihrer Tür herumfummelt. Das Piepsen ertönt, ich winke noch mal, die Tür fällt hinter ihr zu, und ich mache augenblicklich kehrt.

Für mich ist noch keine Schlafenszeit.